

GATTUNGSMISCHUNG, GATTUNGSEVOKATION UND GATTUNGSZITAT

JULIANS BRIEF AN DIE ATHENER ALS BEISPIEL

1. Das Problem der Gattungsmischung

Die Theorie und die Poetik literarischer Gattungen bilden ein zentrales und immer aufs neue behandeltes Problem der Literaturwissenschaft¹, insbesondere nachdem Benedetto Croce Anfang des letzten Jahrhunderts von einer nominalistischen Warte aus die Existenz von Gattungen grundsätzlich bestritten hatte². Gerade diese fundamentale Kritik an den seit Platon und Aristoteles' *Poetik* vertrauten Vorstellungen von Gattungen führte dazu, daß man intensiv über Gattungsfragen nachdachte und hierbei vor allem über den ontologischen Status von Gattungen reflektierte. Im Zentrum dieser Debatte steht, ausgehend von der Frage, ob Universalien neben den konkreten Einzeldingen existieren, der Gegensatz zwischen der realistischen Position, in deren Verständnis Gattungsnamen einen wirklichen Gegenstand bezeichnen, und der nominalistischen, die die Existenz von Universalien wie Gattungen leugnet. Mit diesen Überlegungen einher ging die weitere Präzisierung einzelner Gattungskonzepte, unter denen das normative, indem es gleichsam deduktiv verfährt, Gattungen als apriorische Ideen auffaßt, mithin als überzeitliche Regeln, nach denen sich der Einzeltext richtet. Hingegen begreift die konzeptualistische Position Gattungen als nur in unserem Denken existierende Konzepte bzw. Abstraktionen, die eine nachträgliche Klassifikation literarischer Texte erlauben. Kommunikativ fundierte Konzepte wiederum gehen davon aus, daß bei Autoren wie Rezipienten vorhandene Gattungsvorstellungen in die Art und Weise der Produktion und Rezeption von Literatur eingehen, daß sie also als Konventionen einen Teil des Kommunikationsprozesses bilden. Auch in der Klassischen Philologie sind solche Überlegungen zu Gattungsproblemen aufgegriffen worden³, wobei es vor allem die

¹ Hilfreiche Überblicke über die verschiedenen Positionen und Konzepte bei Hempfer (1973) und Zymner (2003).

² Croce (1902) 38–42. Die Unterscheidung von Gattungen läßt er lediglich als nachträgliches Mittel der Verständigung gelten, während die einzelnen Kunstwerke ihm zufolge keine Gattungshaftigkeit besitzen. Problematisch an Croces Ablehnung ist, daß er die theoretische Reflexion über Gattungen und die normative Gattungspoetik miteinander vermengt. Vgl. Hempfer (1973) 37–56 und Zymner (2003) 38–43.

³ Gattungsfragen gewidmet sind z.B. Cairns (1972), Käppel (1992) 8–22, Conte (1994), Depew/Obbink (2000). Als hätte es die intensiv geführte Debatte über den Status von Gattungen nicht gegeben, behauptet allerdings noch Richard Hunter apodiktisch, literarische Gattun-

kommunikativ fundierten Ansätze erlauben, den Beziehungen zwischen Text und Publikum größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Seit man sich von einem normativen Gattungsverständnis verabschiedet hat, scheint auch die Vorstellung von Gattungsmischungen oder Gattungskreuzungen obsolet zu sein, jedenfalls was die Beschäftigung mit antiker Literatur betrifft. Denn erst die Auffassung, daß Gattungen etwas Statisches, Invariantes seien, schuf Probleme, falls sich einmal ein konkreter Text nicht eindeutig einem Genre zuweisen ließ, insofern nämlich nach dem normativen Gattungsverständnis eigentlich jedes neue Werk den allgemeingültigen Regeln einer Gattung gehorchen muß⁴. Die Gattungsmischung war demnach eine Verlegenheitslösung, damit man Texte klassifizieren konnte, die anscheinend keiner Gattung angehörten. Besonders deutlich tritt das Anliegen, Texte in ein vorgegebenes Schema einordnen zu können, bei Wilhelm Kroll hervor, der mit der These von der „Kreuzung der Gattungen“ das genannte Problem zu lösen suchte⁵. Besonders gut läßt sich das Phänomen Kroll zufolge an der Bukolik beobachten. Sie werde bei Theokrit und seinen Nachahmern mit dem Mimos gekreuzt, außerdem bestünden enge Verbindungen zur Elegie. Darüber hinaus dringe die Bukolik ins Epigramm ein, so daß in Theokr. epigr. 1–6 bukolische Stoffe in epigrammatischer Form vorlägen. Es scheint sich also geradezu um ein Beziehungsgeflecht zwischen mehreren poetischen Gattungen zu handeln, die untereinander in Wechselwirkung treten⁶. Der Schlüssel zu dem Phänomen der Kreuzung sei, daß sich mit der alexandrinischen Dichtung die Poesie von einer mündlich dargebotenen Literatur mit einem bestimmten Sitz im Leben zu einer reinen Buchliteratur entwickelt habe. Sobald sie ihren ursprünglichen Sitz und ihre eigentümliche Funktion eingebüßt habe, seien die einzelnen Gattungen offen für Einflüsse von außen. Es könnten nun Texte eindringen, die mit der ursprünglichen Gattung nichts zu tun hätten, woraus sich Kreuzungen und Erweiterungen ergäben. Wie die Beispiele, auf die er sich stützt, deutlich belegen, definiert Kroll literarische Gattungen, sobald sie den Status einer Buchliteratur erreicht haben, ausschließlich durch einzelne formale und inhaltliche Merkmale, unter denen die Metrik einen besonders wichtigen Platz einnimmt. Der Dichter kann somit relativ mechanisch einzelne Elemente der einen Gattung in die andere übertragen.

gen seien „Ergebnis der Einteilung von Lit[eratur] in Gruppen“, d.h. rein klassifikatorisch (Art. „Literarische Gattung, I. Begriff“, in: DNP, Bd. 7, 1999, 260 f., das Zitat 260).

⁴ Vgl. Hempfer (1973) 57 f.

⁵ Kroll (1924) 202–224. Barchiesi (2001) unterzieht Krolls Konzept der Kreuzung einer kritischen Prüfung. Er datiert es jedoch fälschlich in die 20er Jahre (tatsächlich bereits 1916 publiziert) und leitet daraus höchst fragwürdige Folgerungen über den angeblichen ideologischen Hintergrund dieses Ansatzes ab.

⁶ Abgesehen von der Bukolik geht Kroll noch auf weitere poetische Gattungen ein. So versucht er etwa den Einfluß der Rhetorik auf die Horazische Lyrik zu demonstrieren und das Epyllion als Mischform zwischen Epos (metrische Form und mythischer Gehalt) und Elegie (Erzählstil) zu erweisen.

Ebenso wie Kroll sah Ludwig Deubner den Ursprung der Gattungsmischung in der hellenistischen Dichtung, doch schrieb er ihn anderen Ursachen zu⁷. Statt ihn auf die Entwicklung zur Buchliteratur zurückzuführen, ordnete Deubner das Phänomen in das umfassendere Stilprinzip der *variatio* ein⁸. Es liege die künstlerische Absicht, die ausgetretenen Pfade zu verlassen und sich von den Vorgängern abzusetzen, zugrunde. Während er die Genese der Gattungsmischung anders als Kroll erklärt, scheint Deubner das Verfahren ähnlich wie dieser aufzufassen, insofern auch er sich die Mischung ziemlich mechanisch als die Verbindung formaler Merkmale verschiedener Genres vorstellt⁹.

Das Krollsche und Deubnersche Modell reagiert damit auf die Vorstellung, daß Gattungen etwas Statisches, Klassifikatorisches und letztlich rein Deskriptives seien, indem es zum einen die Bedeutung von Gattungsvorstellungen für die Produktion von Texten anerkennt und zum anderen Mischformen zuläßt. Mit Recht hat man ihm jedoch vorgeworfen, daß sein Rezept-Charakter, also das mechanische Kombinieren von Merkmalen verschiedener Provenienz, unangemessen sei, da es letztlich doch wieder auf ein statisches, normatives Gattungskonzept rekurriere und den Blick ausschließlich auf die Komposition des Textes lenke¹⁰. Die Gattungskreuzung kann nur erklären, wie ein bestimmter Text aus verschiedenen Gattungen kombiniert ist, aber nicht, was dieses Verfahren für das einzelne Werk leistet und wie es eventuell auf die jeweiligen Gattungen selbst wieder zurückwirkt. Durch diese Kritik muß man sich allerdings nicht dazu verleiten lassen, wie Francis Cairns grundsätzlich von der Vorstellung einer Gattungsmischung Abstand zu nehmen¹¹. Seiner Ansicht nach liegen diesem Konzept, das nur ein Ausweg gewesen sei, wenn man einen Text nicht einer bestimmten Gattung zuordnete, zwei Denkfehler zugrunde: einerseits die Annahme, daß, wenn man Material verschiedener Gattungen in einem Text finde, dieses unentwirrbar und willkürlich vermischt sei; andererseits der Gedanke, daß keine Gattung in dieser Mischung dominiere. Nach Cairns bleiben jedoch die in einem Text vereinten Merkmale durchaus voneinander unterscheidbar, und zudem ist das Material der einen Gattung von größerer Bedeutung als das der anderen, so daß man klar benennen kann, welches die übergeordnete Gattung ist, der ein Text angehört¹². So berechtigt diese Kritik an dem Konzept Krolls

⁷ Deubner (1921) 375–378.

⁸ Auch Kroll (1924) 202 f. berücksichtigt das Modernitätsstreben. Zimmermann (1989) setzt die Innovation als Impetus für die Gattungsmischung schon für das Ende des 5. Jahrhunderts an und sieht darin einen Vorgriff auf den Hellenismus.

⁹ Er bezieht sich hierbei auf Theokrit und Kallimachos. So seien etwa die kallimacheischen Hymnen 2, 5 und 6 Mischprodukte aus Hymnos und Mimos.

¹⁰ Conte (1994) 120–122, Barchiesi (2001) 149 f. Barchiesi betont außerdem, daß in Krolls genetischem Modell der Text als Resultat aufgefaßt wird, während dynamische Prozesse und der Text als Verfahrensweise aus dem Blick geraten (ebd. 156).

¹¹ Cairns (1972) 158 f.

¹² Cairns unterscheidet hierbei drei Arten, wie Material einer Gattung in einem Text erscheint, dessen dominantes Material einer anderen Gattung angehört: 1) flüchtige Anspielung, die von geringer Gattungsbedeutung ist; 2) Absorption kleinerer Gattungen, deren Funktion

und Deubners erscheinen mag, greift sie doch zu kurz, da auch Cairns die Gattungsmischung ausschließlich als Klassifikationsproblem begreift¹³. Sein Anliegen besteht allein darin, das Material der verschiedenen Genres voneinander zu sordern und die in einem Text dominierende Gattung zu eruieren. Die Aufgabe des Interpreten bleibt demnach einzig, die Mischung in Gedanken wieder rückgängig zu machen und die ‚Rezeptur‘ des Autors offenzulegen. Dementsprechend gering ist dann auch der Nutzen des Konzeptes einer Mischung oder Kreuzung der Gattungen für das Verständnis des Textes selbst.

Obleich die Einwände gegen bisherige Konzepte der Gattungsmischung nicht von der Hand zu weisen sind, wäre es voreilig, die Vorstellung, daß sich in einem einzigen Text Elemente verschiedener Gattungen verbinden können, als Interpretationsansatz gänzlich fallen zu lassen. Vielmehr muß man mit einem angemesseneren Gattungsverständnis als etwa Kroll und Deubner die Frage neu stellen, was eigentlich in einem Text, der an mehreren Gattungen teilhat, ‚gemischt‘ wird, auf welche Weise dies geschieht, welche Intentionen und welche Wirkungen beim Adressaten damit verbunden sind. Statt das Augenmerk allein auf die Produktion des Textes zu richten, sollte man die Rezeption in die Interpretation einbeziehen, da Gattungsmischungen stets mit den bereits vorhandenen Gattungsvorstellungen und -erwartungen des Publikums rechnen und operieren. Erst dann wird es möglich, sich von der Beschränkung freizumachen, die Kategorie der Gattungskreuzung nur als Ausweg der nachträglichen Klassifikation zu nutzen. Einen möglichen Weg hat hier Conte aufgezeigt, indem er der Verbindung von bukolischen und elegischen Elementen in Vergils zehnter Ekloge nachgegangen ist¹⁴. Vergil lote die Grenzen der einen Gattung, nämlich der Bukolik, aus, indem er sie mit Elementen der anderen, der Elegie, vergleiche. Zwischen diesen beiden Gattungen bestünden reziproke und systematische Beziehungen, die es erlaubten, in einer ‚dialectical comparison‘¹⁵ nicht nur auf literarischer Ebene die Genres nebeneinanderzustellen, sondern auch die in ihnen enthaltenen zwei Weltansichten und Lebensentwürfe miteinander zu vermitteln. Die Mischung mit elegischen Elementen läßt dem-

derjenigen der absorbierenden Gattung untergeordnet ist, aber gleichwohl einen klar abzugrenzenden Teil des Textes bildet; 3) Einschließung, wobei das eingeschlossene Gattungsbeispiel seine eigene Gattungsidentität und Funktion wahrt, die mit denen der einschließenden Gattung verwandt sind. Cairns konzentriert sich dann (ebd. 158–176) ganz auf das Verfahren der Einschließung (*inclusion*). Zu bedenken ist, daß der von Cairns gebrauchte Begriff des *genre* (definiert ebd. 6) wesentlich weiter ist als der Terminus der literarischen Gattung. Cairns kann nämlich unter einem *genre* auch solche Kleinformen wie ein *anathematikon* oder ein *prophetikon* verstehen. Es handelt sich demnach um eine an ausschließlich inhaltlichen Kategorien orientierte Klassifikation.

¹³ Dies ist dadurch bedingt, daß Cairns sowohl literarische Gattungen wie Epik, Lyrik oder den Brief als auch *genres* als reine Klassifikationen nach formalen resp. inhaltlichen Kriterien begreift. Siehe Cairns (1972) 6.

¹⁴ Conte (1994) 120–122.

¹⁵ Conte (1994) 121.

nach die Bukolik als Welt- und Bedeutungsmodell in den Augen des Rezipienten in einem völlig neuen Licht erscheinen.

Doch muß, wie die folgenden Ausführungen zeigen sollen, der dialektische Vergleich nicht die einzige Wirkungsweise der Gattungsmischung bleiben. Im folgenden soll deshalb eine Antwort darauf versucht werden, welches literarische Verfahren die Gattungsmischung konstituiert. Ferner wird untersucht, wie Gattungsmischungen mit dem Wissen und den Erwartungen der Rezipienten umgehen. Sodann gilt das Augenmerk den Intentionen, mit denen ein Autor eine Gattungsmischung vornehmen kann. Der Nutzen einer solchen Untersuchung besteht darin, daß zum einen die Wirkungsweise der Gattungsmischung exakt beschrieben wird und zum anderen ein Interpretationsansatz gewonnen wird, der die Sinneinheit von auf den ersten Blick heterogen scheinenden Texten sichtbar macht. Bevor dies an einem Beispiel demonstriert wird, ist es unerlässlich, sich Rechenschaft über das eigene Gattungsverständnis und über die gebrauchte Terminologie abzulegen. Gattungen werden hier nicht verstanden als reine Gedankenkonstrukte des Interpreten, die auf dem Wege nachträglicher Klassifikation die Gruppierung vorhandener Werke gestatten, sondern als wirksame Faktoren im Kommunikationsdreieck zwischen Autor, Text und Publikum, die sowohl in die Produktion als auch in die Rezeption des Einzeltexts eingehen. Da zum einen der Autor einen neuen Text mit dem Wissen um bereits existierende Werke schafft, zum anderen der Leser den Text mit durch bisherige Lektüre geformten Erwartungen rezipiert, bilden die Gattungsvorstellungen selbst einen Teil des Kommunikationsprozesses. Als Konventionen oder Regeln ermöglichen sie erst ein Verstehen, insofern die Gattung die Summe der vorhandenen ästhetischen Mittel darstellt, die dem Autor zur Verfügung stehen und dem Leser bereits verständlich sind. Daraus folgt, daß den literarischen Gattungen im Rahmen des hermeneutischen Zirkels eine grundlegende Bedeutung zukommt¹⁶. Der Interpret muß über die Art des Sinns eines Textes Vermutungen anstellen, um die einzelnen Details korrekt einordnen zu können. Die Gattung ist jener Sinn des Ganzen, durch den der Interpret die einzelnen Teile richtig verstehen kann. Erst das Gattungsverständnis stattet also den Rezipienten mit bestimmten Sinnerwartungen, einem Vorverständnis der möglichen Sinntypen, aus¹⁷. Man könnte dann die Gattungen auch als in den Texten selbst wirksame Kommunikationsstrategien begreifen, die den Leser Hypothesen über den Sinn des Ganzen anstellen lassen. Wenn Gattungen hier als Konventionen der Kommunikation und Vorstellungen im Autor wie im Rezipienten aufgefaßt werden, so impliziert dies, daß diese Normen und Regeln nicht statisch, sondern historisch variabel sind, insofern jeder Text die Erwartungen modifizieren kann,

¹⁶ Bereits Schleiermacher deutet die Rolle von Gattungsvorstellungen beim Erschließen des Sinns von Texten an: „Jedes Verstehen des Einzelnen ist bedingt durch ein Verstehen des Ganzen. ... Das Ganze wird ursprünglich verstanden als Gattung – auch neue Gattungen entwickeln [sic] sich nur aus einer größeren Sphäre, zuletzt [sic] aus dem Leben.“ (Schleiermacher [1959] 46 f.).

¹⁷ Zum Zusammenhang zwischen Gattung und Hermeneutik siehe Hempfer (1973) 92–97.

falls er sie nicht gänzlich erfüllt¹⁸. Die Gattungen wandeln sich also im Laufe ihrer Geschichte und schaffen immer neue Beziehungen zwischen dem Text und seinen Lesern¹⁹. Als Konsequenz aus diesem Modell ergibt sich, daß die Kategorie der Gattung weder allein über formale noch allein über inhaltliche Merkmale bestimmt werden kann. Es handelt sich vielmehr um eine Gesamtheit aus reziproken, strukturierten Beziehungen, um eine Konstellation aus inhaltlichen, formalen und kommunikativen Elementen, die in dem jeweiligen Text wirksam werden²⁰.

Schwierigkeiten bereitet neben der Verschiedenheit der Gattungskonzepte die mangelnde Schärfe der Terminologie, die daraus resultiert, daß einerseits mehrere nicht deckungsgleiche Begriffe nebeneinander stehen und diese andererseits metaphorisch, nämlich aus anderen Bereichen und Disziplinen auf die Literatur übertragen sind²¹. Termini wie Mischung, Kreuzung, Kombination, Kontamination, Interferenz und Hybride stellen zwar bestimmte Assoziationen her, sagen aber zum Teil relativ wenig über das eigentliche literarische Verfahren aus²². Überdies steht keineswegs fest, daß all diese Begriffe dasselbe Phänomen bezeichnen, selbst wenn sie bisweilen ohne erkennbare Unterschiede gebraucht werden. Wenn aber nur vage Vorstellungen mit ihnen verbunden sind, sollte man besser ganz auf sie verzichten²³. Unter einer Gattungsmischung soll hier die Verbindung der Elemente mehrerer Gattungen in einem einzelnen Text verstanden werden, allerdings derart, daß die Herkunft der Elemente durchaus erkennbar bleibt. In der Regel wird eine dieser Gattungen in dem jeweiligen Text dominieren. Über das quantitative Verhältnis der gemischten Elemente und die Art der Vermengung gibt der Begriff keine Auskunft. Relativ ähnlich ist der Terminus der Kombination, doch haftet ihm vielleicht noch mehr die mechanistische Vorstellung eines Rezeptes an,

¹⁸ Jauß (1972) 118–121.

¹⁹ Vgl. Conte (1994) 118–120.

²⁰ Jauß (1972) 112 f.; Conte (1994) 106–109.

²¹ Zur Problematik der Terminologie in der Literaturwissenschaft siehe den Sammelband Wagenknecht (1989), zur Gattungsterminologie speziell die Seiten 263–356.

²² Nur wenig hilft hier auch die Typologie der Gattungsmischung weiter, die Schulz-Buschhaus (1985) 225–230 entwirft. Er unterscheidet drei Typen, nämlich erstens die Mischung stilistischer und thematischer Konventionen, die aus Desinteresse bzw. Indifferenz gegenüber den Regeln des literarischen Dekorums erwache, zweitens das kombinatorische Experiment, also die aus der Absicht eines bewußten Experimentierens mit verschiedenen Gattungen entstehende Mischung, und drittens Ansätze zu einer völligen Auflösung der humanistischen Gattungshierarchie, bei der ein bestimmtes stilistisches Prinzip, nach dem alles geordnet und bewertet werde, die Genera überlagere und damit nivelliere. Im Einzelfall wird es nur schwer möglich sein, zwischen den beiden ersten Typen exakt zu unterscheiden, sofern der Autor nicht deutliche Signale gibt. Zu fragen wäre auch, ob nicht das scheinbare Desinteresse bzw. die Indifferenz nichts anderes bedeutet, als daß der Autor bestrebt ist, die Grenzen der betreffenden Gattung zu erweitern, also gerade bezeugt, wie wichtig Gattungsvorstellungen für die Produktion und Rezeption von Texten sind.

²³ Der Aufsatz von Blänsdorf (1993) führt zwar den Terminus Gattungsmischung im Titel, doch kommt er im Text überhaupt nicht vor. Es geht ihm um das Verfahren des Cento, fertige Versatzstücke aus bereits existierenden Texten zu montieren.

nach dem vorgegebene Zutaten miteinander verbunden werden. Während in beiden Fällen die Anzahl der gemischten bzw. kombinierten Elemente nicht festgelegt ist, impliziert der aus der Biologie übertragene Begriff der Kreuzung, daß exakt zwei Gattungen in einem Text in Berührung kommen. Ferner werden bei einer Kreuzung zwei Tiere oder Pflanzen als vollständige Einheiten miteinander gepaart, so daß eine Gattungskreuzung darin bestünde, zwei literarische Gattungen in ihrer Gesamtheit, d.h. mit all ihren Elementen und Merkmalen, zu vereinigen. Man sollte diesen Terminus aus den folgenden drei Gründen bei der Beschreibung literarischer Phänomene besser meiden: Erstens schließt er Verbindungen von mehr als zwei Gattungen aus. Zweitens dürften wohl niemals sämtliche Elemente einer literarischen Gattung in die Verbindung eingehen. Drittens suggeriert er, daß das Kreuzungsprodukt ein völlig neues Wesen *sui generis* ist, das weder der einen noch der anderen der beiden Gattungen angehört. Daher ist auch das Konzept der Gattungshybride inadäquat, insofern die Hybride eben eine aus der Kreuzung hervorgegangene Pflanze oder ein entsprechendes Tier bezeichnet. Auch wenn dieser Terminus bereits in anderen Fachsprachen, etwa in der Sprachwissenschaft²⁴, metaphorisch verwendet wird, setzt er immer exakt zwei Ausgangssubstanzen voraus. Der in der germanistischen Mediaevistik gebräuchliche Terminus der Gattungsinterferenz²⁵, der der Physik entlehnt ist²⁶, soll zum Ausdruck bringen, daß ein System (in diesem Falle die literarische Gattung) auf ein anderes einwirkt bzw. sich beide überlagern²⁷. Zustände kommen kann diese Einwirkung dadurch, daß die miteinander interagierenden Systeme über ähnliche Strukturen verfügen. Dieses Modell setzt ein kohärentes, aber nicht im eigentlichen Sinne systematisches Bezugssystem von literarischen Gattungen voraus, unter denen ein Zusammenspiel oder ein ständiger Austausch stattfindet, so daß es zu Vermengungen und Umbildungen kommen kann²⁸. Mit dem Begriff der Interferenz könnte man vermutlich Wechselwirkungen zwischen den Gattungen Tragödie, Komödie und Dithyrambos zutreffend beschreiben²⁹, weniger geeignet

²⁴ Dort bezeichnet man als hybrid Komposita, deren Teile verschiedenen Sprachen angehören. Siehe Lexikon der Sprachwissenschaft, hg. von Hadumod Bußmann, Stuttgart³2002, 285, Art. „Hybride Bildung“.

²⁵ Siehe z.B. Verwey (1989); Brem (2003).

²⁶ Als Interferenz bezeichnet man in der Physik die Überlagerung von zwei oder mehr Wellen mit gleicher Wellenlänge und gleicher Frequenz. Siehe Lexikon der Physik in sechs Bänden (Red. U. Kilian/C. Weber), Bd. 3, Heidelberg u.a. 1999, 140, Art. „Interferenz“.

²⁷ Auch dieser Begriff findet in der Sprachwissenschaft Anwendung, um die verschiedenen Arten des Einflusses eines Sprachsystems auf ein anderes zu bezeichnen. Siehe Lexikon der Sprachwissenschaft, hg. von Hadumod Bußmann, Stuttgart³2002, 314, Art. „Interferenz“.

²⁸ Tervooren (1993), der allerdings in diesem Zusammenhang nicht von Interferenzen, sondern von „Kontaminationen“ (26) spricht. Er erläutert diese Vorgänge am Beispiel der mittelhochdeutschen Lyrik, deren zentrale Gattung, das Minnelied, auf die anderen lyrischen Gattungen und Formen ausstrahlt. Siehe ferner Brem (2003) 14–20.

²⁹ Zimmermann (1992) 133–136 geht davon aus, daß diese ‚Schwestergattungen‘, die durch dieselben Tendenzen ausgezeichnet seien (Manierismus, Innovation im Musikalischen u.a.), sich seit ihrer Institutionalisierung, besonders aber während der Zeit des Peloponnesi-

scheint er m.E., wenn die bewußte Übernahme von Elementen fremder Gattungen in einen Text, der einem anderen Genre angehört, vorliegt. Denn in diesem Falle trägt er den Intentionen des Autors und dem Einzeltext zu wenig Rechnung. Die Interferenz findet nämlich eher auf der Ebene der Gattung statt und betrifft das Verhältnis der Gattungen zueinander, so daß man weniger von einer Gattungsmischung als von einer Mischgattung sprechen müßte³⁰. Zwar manifestiert sich eine solche Entwicklung auch auf der Ebene des Einzeltextes, doch müßte sie dann in vielen Texten zu finden sein, während eine spezifische Gattungsmischung möglicherweise nur in einem einzigen Text eines einzigen Autors realisiert wird. Aus diesen Gründen soll hier vorläufig der Begriff der Gattungsmischung beibehalten werden, da er offen genug ist, um eine Vielfalt an Verfahren zu erfassen, und nicht wie die aus anderen Disziplinen geborgten Termini Konnotationen mitbringt, die sich im Verlauf der Interpretation als problematisch erweisen könnten. Es wird jedoch darauf zu achten sein, ob er sich nicht noch präzisieren läßt.

2. Julians Brief an die Athener als Beispiel einer Gattungsmischung

Welchen heuristischen Wert die Kategorie der Gattungsmischung für die Interpretation haben kann, soll nun an einem Beispiel demonstriert werden, das unter literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten bislang so gut wie keine Aufmerksamkeit gefunden hat. Es handelt sich um den Brief des Julian Apostata an den Rat und das Volk von Athen³¹. Nachdem seine Truppen ihn Anfang 360 in Lutetia zum Augustus ausgerufen hatten und eine Auseinandersetzung mit Constantius II. unausweichlich geworden war, wandte sich Julian im Herbst 361 schriftlich an mehrere Städte des Reiches, um vor der zu erwartenden entscheidenden Schlacht gegen seinen Vetter die öffentliche Meinung zu

schen Kriegen, gegenseitig beeinflusst hätten. Ein ähnliches Phänomen läßt sich dann auch zwischen dem Dithyrambos und der Mittleren Komödie beobachten, da die Sprache der dithyrambischen Lyrik in die im iambischen Trimeter und trochäischen Tetrameter stehenden Handlungsszenen eindrang. Angelegt war diese Interferenz durch ein im Dithyrambos selbst vorhandenes Potential zur Komik, nämlich eine Sprachform, die sehr gekünstelt wirkte, wenn man sie der musikalischen Gestaltung entkleidete. Siehe dazu Nesselrath (1990) 241–266.

³⁰ Mit der Frage der Mischgattungen, also der aus ‚reinen‘ Gattungen zusammengeführten *genera mixta*, hat sich besonders die Dichtungstheorie des 16.–18. Jahrhunderts befaßt. Siehe Gesse (1997). Die Vorstellung von solchen Mischgattungen geht letztlich auf die Bemerkung Platons zurück, daß es Dichtung wie etwa die epische gebe, die aus den Formen der Darstellung (wie im Drama) und des Berichtes (wie im Dithyrambos) zusammengesetzt sei (Plat. rep. 394b–c). Freilich ist Platon an dieser Stelle nicht vorrangig an literarischen Gattungen interessiert, sondern eher an den Formen verbaler Kommunikation. Der Begriff des *genus commune* oder *mixtum* taucht dann erstmals in der *ars grammatica* des Diomedes auf, der sich bei der Dreiteilung der Dichtungsgattungen an Platons Redekriterium anlehnt (Diom., B. 3, p. 482, Z. 14–25 [Keil]).

³¹ Die hier zugrunde gelegte maßgebliche Edition ist die von Bidez (1932) 210–235.

seinen Gunsten zu beeinflussen³². Von diesen unter anderem nach Rom, Sparta und Korinth gesandten Schreiben ist einzig das an die Athener überliefert³³. Abgesehen davon, daß es an sich ein ungewöhnliches Mittel war, wenn ein Usurpator – denn nichts anderes war Julian zu diesem Zeitpunkt – sich schriftlich gegenüber einzelnen Städten zu rechtfertigen suchte, wirft der Brief einige Fragen auf. Auch wenn der Herrscherbrief seit hellenistischen Zeiten fest etabliert war, fällt doch auf, wie wenig Julian dieser Tradition entspricht. Statt den Einwohnern Athens als neuer Kaiser zu begegnen, begibt sich Julian in die Rolle dessen, der vor Richtern Rechenschaft über sein Tun ablegen muß³⁴. Außerdem nimmt das Schreiben streckenweise das Aussehen eines intimen Privatbriefes an, wenn Julian aus lebhafter Erinnerung schildert, wie er zu den alten Göttern zurückgefunden habe³⁵. Dazu wiederum passen die nüchterne Darstellung seiner militärischen Erfolge gegen die Germanen³⁶, zahlreiche geographische Details³⁷ und auch die beträchtliche Länge des Briefes schlecht. Insgesamt stellt sich bei der Lektüre der Eindruck großer Heterogenität ein, so daß die Frage berechtigt ist, ob man das Werk tatsächlich als Brief titulieren sollte. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, diese Auffälligkeiten als Resultat einer vom Autor bewußt vorgenommenen Gattungsmischung zu erklären.

Wie gesagt, tritt Julian von Anfang an seinen Adressaten als jemand gegenüber, der sich für sein Handeln rechtfertigen will. Er möchte Auskunft über sich selbst geben, damit keine Unklarheit über seine Absichten und Motive herrscht und damit seine Sicht auf die Ereignisse sich allgemein unter den Griechen verbreitet. Von vornherein bekommt der Brief also eine apologetische Ausrichtung, so daß Libanios in seinem *Epitaphios* auf den Kaiser zutreffend von einer *ἀπολογία ἐν γράμμασιν* spricht³⁸. Julian stellt sich also in die Tradition der rhetorischen oder literarischen Selbstrechtfertigung, die zur autobiographischen Form tendiert. Verwiesen sei hier nur auf die Beispiele der platonischen Apologie des Sokrates oder der Antidosis-Rede des Isokrates³⁹. Und tatsächlich liest sich der Brief über weite Strecken wie eine Autobiographie, da Julian,

³² Zu den historischen Hintergründen siehe jetzt Bringmann (2004) 67–82 und Rosen (2006) 178–225. Die Datierung dieser Schreiben auf den Aufenthalt Julians in Nisch (Naissus) beruht auf Amm. 21,10,5–8.

³³ Siehe Lib. or. 18,115; Claud. Mamert. 9,4; Amm. 21,10,5–8; Zos. 3,10,3 f. Wie Ammian bezeugt, war zumindest die Reaktion des römischen Senates ablehnend, da er von Julian die gegenüber Constantius geschuldete Loyalität einforderte.

³⁴ Iul. epist. ad Ath. 270a–b.

³⁵ 275b–276d. Zum auffälligen Charakter des Briefes siehe auch Caltabiano (1974), bes. 124.

³⁶ 278d–280c.

³⁷ So geht Julian in 279a–b sogar mit Entfernungsangaben auf die Aktivitäten der Germanen am Rhein ein.

³⁸ Lib. or. 18,115. Als Mischung aus Apologie und Anklage gegen Constantius sieht den Brief auch Alexandre (1993) 289–293.

³⁹ Manfred Fuhrmann spricht wegen des autobiographischen Duktus solcher Apologien auch von der „Rechtfertigung durch Identität“ (Fuhrmann [1979]).

nach den Konventionen dieser Gattung⁴⁰ mit seiner Abstammung beginnend⁴¹, einen chronologischen Überblick über sein bisheriges Leben bietet. Allerdings begegnet man ebenso inhaltlichen wie formalen Elementen, die ihren Platz weder in der Apologie noch in der Autobiographie haben. Zu nennen sind hier neben den schon erwähnten geographischen Einzelheiten an die Historiographie angelehnte nüchterne Berichte von militärischen Operationen oder auch das ausführliche Städtelob Athens zu Beginn des Briefes. So scheint es, als resultiere die Heterogenität des Werkes daraus, daß Julian Anleihen bei verschiedenen literarischen Gattungen nimmt, indem er in sein Schreiben Elemente integriert, die ihren Sitz normalerweise in anderen Genres als dem Brief haben. Dieser erste Lektüreindruck soll im folgenden an einigen Stellen festgemacht werden.

Beginnen wir mit den Anklängen an den λόγος δίκαιικός! Wie schon die Kommunikationssituation des Briefes diejenige einer Gerichtssituation evoziert, indem Julian sich seinen athenischen Richtern gleichsam als Angeklagter mit einer Verteidigungsrede gegen seinen ‚Kläger‘ Constantius präsentiert, so werden auch zahlreiche einzelne Charakteristika dieser Gattung aufgegriffen und lassen im Leser den Eindruck einer Gerichtsverhandlung entstehen. Nicht nur ist das zentrale Thema des Schreibens die Gerechtigkeit, wie man der Wortwahl entnehmen kann⁴², sondern über weite Strecken hinweg dominiert die Argumentation, was weniger für einen Brief, aber um so mehr für eine Gerichtsrede typisch ist. Julian argumentiert, wie es schon die *Rhetorik* des Aristoteles empfiehlt⁴³, sowohl mit πάθος als auch mit ἦθος und der Sache selbst. Zu den Elementen der Pathos-Erzeugung gehören etwa die immer wiederkehrenden Anrufungen der Götter als Zeugen, die Julian in seine Darstellung einflieht und mit denen die übliche Stilebene eines Briefes deutlich transzendiert wird⁴⁴. Um die Athener mit ethischen Argumenten für seine Sache zu gewinnen, versucht er, seine moralischen Präferenzen herauszustellen, indem er ein ums andere Mal seine Gerechtigkeitsliebe und Loyalität erwähnt⁴⁵, die er ebenso den Athenern selbst zuschreibt, so daß er sich mit seinen Richtern auf einem gemeinsamen moralischen Fundament befindet. Da eine Ge-

⁴⁰ Wenn hier von der Autobiographie als Gattung die Rede ist, so ist zu bedenken, daß es sich in der Antike nicht um eine literarische Gattung im strengen Sinne handelte. Gemeint sind hier die etablierten Konventionen der literarischen Biographie, denen die Autobiographie im wesentlichen folgte. Zu den Konventionen der antiken Biographie siehe jetzt Burridge (2004), mit weiterer Literatur.

⁴¹ In 270c verweist Julian darauf, daß er väterlicherseits aus demselben Geschlecht wie Constantius stamme, da ihrer beider Väter Brüder gewesen seien.

⁴² Das Wortfeld δίκαιος erscheint auf 23 Budé-Seiten 21mal (268c [zweimal]. 269a. 269b [dreimal]. 269c. 269d [zweimal]. 270a [dreimal]. 271d. 272c. 272d. 276b. 276c. 282a. 286d. 287a).

⁴³ Aristot. rhet. 1,2. 1356a1–20.

⁴⁴ 275d. 280d. 284b; vgl. auch 283a. 284d. 285c–d. Vgl. auch den pathetischen Segenswunsch am Schluß des Briefes (287d) oder die Verwendung eines Homerzitats (Od. 3,173 f.) bei der Darstellung der Erhebung zum Augustus (284c).

⁴⁵ 270a. 272a–c. 278c–d. 279d. 280d–281c. 284b. 285d. 286d. 287a–b.

richtsrede letztlich aber auf Sachargumente und Beweise angewiesen ist, reiht Julian in seiner Darstellung eine Situation an die andere, in der Constantius angeblich seine Verachtung für Recht, Gesetz und Frömmigkeit an den Tag gelegt hat. Auf Grund der scheinbar lückenlosen *narratio* des ‚Tathergangs‘⁴⁶ sollen die Athener den Eindruck gewinnen, daß der angeklagte Julian völlig zu Unrecht verdächtigt wird. Schließlich geht er sogar zur Beweisaufnahme über, wenn er als Indizien für seine Loyalität gegen den kaiserlichen Vetter seine eigenen Briefe präsentiert und aus einem von ihnen eine längere Passage zitiert⁴⁷, wie man es aus der attischen Gerichtspraxis kennt⁴⁸. Ebenso wenig fehlt die wörtliche Anführung von Äußerungen des Kontrahenten, denen sogleich die Widerlegung folgt⁴⁹. In Analogie zum Redner vor Gericht bezieht Julian sein Publikum dadurch in seine Darlegung ein, daß er sich immer wieder an die Athener wendet⁵⁰ und außerdem Fragen an sie richtet⁵¹, wodurch er gleichsam in ein Gespräch mit ihnen eintritt. Schließlich beginnt er den letzten Abschnitt seines Briefes gleich der *peroratio* einer Rede mit einem kurzen, zurückweisenden *résumé* (286d), bevor er sich ausmalt, was wohl weiterhin geschehen wird, und damit seinen ‚Richtern‘ eine Perspektive eröffnet, von welcher Tragweite der vorliegende Fall ist. Auf die Nähe des Briefes zur Rhetorik führt dann auch noch das Zitat aus einer politischen Rede des Demosthenes⁵², ehe Julian das Schreiben mit an die Götter gerichteten Segenswünschen ausklingen läßt (287d).

⁴⁶ Besonders deutlich erinnert der Abschnitt 273c–274a an den Stil der Gerichtsrede: Julian berichtet möglichst präzise von einem bestimmten Vorfall, wobei er nicht nur seine Widersacher namentlich identifiziert, damit die Athener die eigentlich ‚Schuldigen‘ kennen, sondern auch von Sykophanten spricht, als ob es sich um einen Rechtsstreit in einer griechischen Polis handelte.

⁴⁷ Nachdem er sich in 281c auf seine Briefe an Constantius als Beweise berufen hat, führt er in 282a–b eine längere Passage aus einem seiner Schreiben wörtlich an. Außerdem nimmt Julian in 286b Bezug auf Briefe des Constantius an die Barbaren, die sich nun in seiner Hand befänden; mit ihnen untermauert er seine Behauptung, daß der Kaiser mit den Barbaren paktiere. In Zusammenhang mit der Tötung des Gallus verweist Julian explizit auf die Gerichtspraxis und beruft sich auf ein Gesetz (272a–b).

⁴⁸ Beispiele für das Zitieren von Schriftstücken (Gesetze und Zeugenaussagen) als Beweisen vor Gericht sind And. 1,77–98; Demosth. or. 23,22. 28. 37; 35,10–12; 45,46. 60; 57,14; Hyp. 3,7 f.; Aischin. Tim. 61. Vgl. Demosth. or. 45,44; Aristot. rhet. 1,2, 1355b35–39 und 1,15, 1375a22–25.

⁴⁹ 281a. Wie ein Redner vor Gericht bedient sich Julian auch des Mittels der *subiectio*, wenn er die Einwände eines fiktiven und nicht näher bestimmten Gegners vorwegnimmt und in einem gespielten Dialog widerlegt (270d–271a. 272a–c).

⁵⁰ 273c. 273d. 275a. 275d. 278a. 279c. 281b–c und mit der direkten Anrede ἄνδρες Ἀθηναῖοι 287c.

⁵¹ 271b–d. 272b. 272c. 280b. 282d–283a. 285d.

⁵² 287c mit Demosth. or. 1,27 (das Zitat steht in der 1. Olynthischen Rede übrigens an vergleichbarer Stelle). Daß Julian gerade auf eine symbuleutische Rede des Demosthenes rekurriert, unterstreicht, daß sein Anliegen nicht in reiner Apologie aufgeht, sondern ebenso einen politischen Appell enthält.

Wer vor Gericht oder in der Volksversammlung seine Hörer überzeugen will, darf es nicht versäumen, seine Gemeinsamkeiten mit ihnen ins rechte Licht zu rücken, um ihr Wohlwollen zu gewinnen. Für diese *captatio benevolentiae* empfiehlt die antike Rhetorik insbesondere das *exordium* einer Rede⁵³. Da Julian hier einer ganzen Stadt gegenübertritt, bietet sich das Städtelob für diese Zwecke an, das in Athen auf eine lange, im 5. Jahrhundert einsetzende Tradition zurückblicken konnte⁵⁴. Das Proöm des Briefes verdichtet in wenigen Absätzen, was beispielsweise Isokrates und Aelius Aristides in sorgfältig auskomponierten epideiktischen Reden, die sie der Stadt gewidmet hatten, ausgebreitet hatten⁵⁵. An die zahlreichen Leistungen der Vorfahren erinnernd, läßt Julian, indem er historische Beispiele anführt⁵⁶, ein Bild der ruhmreichen Vergangenheit Athens vor den Augen seines Publikums erstehen und konstruiert, um die Einwohner für sich zu gewinnen, eine bis in die eigene Gegenwart reichende Kontinuität dieser Größe. Da für Lobreden der rhetorischen Theorie nach die σύγκρισις unerlässlich ist⁵⁷, zieht Julian historisch-mythische Gestalten zum Vergleich heran⁵⁸, um die Einzigartigkeit zu betonen, daß eine ganze Stadt, nicht bloß ein einzelner Mensch Gerechtigkeit übt⁵⁹. Im Zentrum seiner Ausführungen steht jedoch das Lob derjenigen Tugenden, die der Traktat des Menander Rhetor als passende Themen einer Städterede empfiehlt⁶⁰. So feiert Julian die Athener der Vergangenheit und der Gegenwart als exemplarische Vertreter von Gerechtigkeit, Verständigkeit und Frömmigkeit⁶¹, was sie in hervorragendem Maße dazu befähigen soll, über sein Anliegen zu urteilen. Um das Einvernehmen mit den Rezipienten herzustellen, auf dessen Grundlage er dann seine Sicht der Ereignisse darstellen kann, knüpft Julian also an die Praxis der Städterede und die Vorschriften der zugehörigen Theorie an⁶², wobei er *expressis verbis* auf die Ähn-

⁵³ Rhet. Her. 1,6 (11); Cic. inv. 1,20; de orat. 2,322; Quint. inst. 4,1,5.

⁵⁴ Zum Genus der Städterede siehe Pernot (1993) 178–216.

⁵⁵ 268a–270a. Zum Lob Athens in Julians Brief und seinen Beziehungen zur Tradition siehe Labriola (1991/2) und Bregman (1997).

⁵⁶ Die Rivalität der Athener mit den Spartanern (268c), Aristides in 268c, Themistokles in 269b.

⁵⁷ Siehe Pernot (1993) 690–696.

⁵⁸ Julian nennt den Meder Deiokes, den Apollonpriester Abaris und den Skythen Anacharsis in 269a.

⁵⁹ Das Betonen der Einzigartigkeit des Gelobten (268b–c) gehört zum rhetorischen Prinzip der αἰξησις. Zur αἰξησις siehe Pernot (1993) 675–680.

⁶⁰ Men. Rh. 361–367 rät, die Kardinaltugenden Mut, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Verständigkeit mit ihren jeweiligen Untertugenden abzuhandeln.

⁶¹ δικαιοσύνη ist der Schlüsselbegriff des ganzen Abschnitts von 268a bis 270a (vgl. die Verteilung der Belegstellen Anm. 42). Zur Frömmigkeit, die nach Men. Rh. 361 f. auch umfaßt, daß die Stadt von den Göttern geliebt wird, siehe 269c–d. 270a und zur φρόνησις 270a.

⁶² Man darf nicht vergessen, daß Julian eine gründliche rhetorische Erziehung genossen und vor diesem Brief mit zwei Enkomien auf Constantius und Kaiserin Eusebia (or. 1 und 2 Bidez) Proben seines Könnens abgeliefert hatte. Hinzu kam eine weitere Rede *Über die Taten des Kaisers oder Über die Königsherrschaft* (or. 3).

lichkeit seines Briefes zu einer epideiktischen Rede aufmerksam macht, wenn er sich zu Beginn, wie es für die Exordialtopik üblich ist, gerade von den professionellen Rednern distanziert⁶³.

Nach seiner Ankündigung, er wolle „das, was ihn betreffe“ (τὰ κατ' ἐμαυτόν 270a), vor den Athenern ausbreiten, steht dann allerdings nicht die Stadt, sondern der Schreiber selbst im Mittelpunkt, wobei sich enge Beziehungen zur Gattung der Biographie bzw. der Autobiographie ergeben⁶⁴. Gemäß den Gepflogenheiten antiker Lebensbeschreibungen beginnt Julian mit der Erwähnung seiner Vorfahren und seiner Kindheit (270c–271d) – verbunden allerdings mit einem scharfen Angriff auf den Verwandtenmörder Constantius –, bevor er in chronologischer Reihenfolge einen Überblick über seine bisherigen Taten gibt, ohne daß er Vollständigkeit anstrebt. Nicht anders als in den Biographien Plutarchs rückt dabei Julians öffentliches Wirken in den Vordergrund, obgleich bisweilen Privates eine Rolle spielt. Neben den rückwärtsgewandten Bericht, dessen Aufgabe es auch ist, Julians Tugenden unter Beweis zu stellen⁶⁵, tritt die Reflexion über die Ereignisse aus der Perspektive der Gegenwart als Mittel der Deutung und Sinnstiftung. Diese reflektierenden Partien erlauben es Julian, den Athenern seine Sicht des Geschehens, das von fortwährenden Intrigen des Constantius bestimmt scheint, unmißverständlich nahezubringen. Während sich Julians Brief über weite Strecken hin in diesen Punkten nicht von anderen antiken Autobiographien, etwa der des Zeitgenossen Libanios⁶⁶, unterscheidet, geht er an einer Stelle über vergleichbare Texte deutlich hinaus und nimmt vorweg, was später in freilich gesteigertem Ausmaß erst Augustins *Confessiones* leisten sollten. Es kommt nämlich zu einer ausführlichen Introspektion des autobiographischen Ichs, wenn Julian eine vergleichsweise unbedeutende Sache, einen Brief an Kaiserin Eusebia, zum Anlaß nimmt, dem Leser in einem längeren inneren Monolog vor Augen zu führen, wie er zu den heidnischen Göttern zurückgefunden habe (275d–276d)⁶⁷. Durch lebendige Fragen an sich selbst und die Erforschung der eigenen Gedanken versucht er, die Athener unmittelbar Anteil an dieser entscheidenden Wende seines Lebens nehmen zu lassen.

⁶³ 268b. Damit erhebt er Anspruch auf Aufrichtigkeit und Kunstlosigkeit, wie sie einem Brief der Theorie nach ansteht.

⁶⁴ Zur antiken Autobiographie siehe immer noch Misch (1949/50) sowie jetzt die Einzelstudien bei Reichel (2005).

⁶⁵ Man könnte insofern auch statt von einer Autobiographie ohne weiteres von einem Autoenkomion sprechen, da die autobiographischen Partien eindeutig daraufhin angelegt sind, Julian in ein möglichst positives Licht zu rücken. Dazu paßt auch, daß Julian wie ein homerischer Held für seinen Sieg bei Straßburg κλέος für sich in Anspruch nimmt (279c).

⁶⁶ Die Autobiographie des Libanios wurde in einer ersten Fassung etwa im Jahre 374 fertiggestellt, später allerdings mehrfach erweitert und aktualisiert. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf die öffentliche Karriere des Redners, wovon Libanios nur abweicht, wenn er seine Gefühle beim Schlaganfall seines Bruders zum Ausdruck bringt (or. 1,199–204).

⁶⁷ Rosen (2006) 218 bezeichnet diese Partie als eine taktische „religiöse Verbrämung seines Lebenslaufes“.

Einen starken Kontrast zur Introspektion, aber auch zu den an die Gerichtsrede angelehnten Passagen bilden die Partien, in denen Julian berichtet, welche Erfolge er als Caesar in Gallien für sich verbuchen konnte⁶⁸. Zwar bringt es sein Lebenslauf gleichsam automatisch mit sich, daß militärische Taten einen wichtigen Platz einnehmen, doch geht der Kaiser über das hinaus, was man in einer Autobiographie erwarten konnte, und ebenso über das, was das Anliegen, den Athenern seine augenblickliche Lage zu erklären, erfordert hätte. Beschränkt er sich doch in den betreffenden Abschnitten auf einen militärischen Faktenbericht, um seine Leistungen für sich sprechen zu lassen, wovon allein Bemerkungen zu den Machenschaften der Gefolgsleute des Constantius abweichen. In seinem Bemühen, dem Leser nichts vorzuenthalten, geht Julian wie ein Geschichtsschreiber sogar auf topographische Details ein, nennt die Namen von Städten und Völkern⁶⁹, die ein Athener kaum gekannt haben dürfte, und verschweigt selbst exakte Zahlenangaben nicht⁷⁰. Auf die Historiographie als stilistisches Vorbild für diese Darstellung verweist insgesamt der nüchterne, nun von allem Pathos befreite und beinahe katalogartige Duktus, in dem für Wendungen an die Adressaten, die uns in den eher rhetorisch geprägten Partien aufgefallen waren, kein Platz mehr ist. Fast könnte man sich an Caesars *commentarii* erinnert fühlen, eine Reminiszenz, die sich vielleicht auch Julian selbst aufdrängte, da er sich durchaus mit Recht als Caesars Nachfolger im Kampf um die römische Herrschaft über Gallien fühlen konnte⁷¹.

Die historische Darstellung kulminiert schließlich in einem Katalog von lakonischer Schlichtheit, der in asyndetischer Reihung die in Gallien erzielten Erfolge Julians Revue passieren läßt:

μακρόν ἐστὶ πάντα ἀπαριθμεῖσθαι καὶ τὰ καθ' ἕκαστον γράφειν, ὅσα ἐν ἐνιαυτοῖς ἔπραξα τέτταρσι, τὰ κεφάλαια δέ· τρίτον ἐπεραιώθη Καῖσαρ ἔτι τὸν Ῥῆνον· δισμυρίους ἀπήτησα παρὰ τῶν βαρβάρων ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον ὄντας αἰχμαλώτους· ἐκ δυοῖν ἀγώνοιν καὶ μιᾶς πολιορκίας χιλίους ἐξελὼν ἐζώγρησα, οὐ τὴν ἄχρηστον ἡλικίαν, ἄνδρας δὲ ἠβῶντας· ἔπεμψα τῷ Κωνσταντίῳ τέτταρας ἀριθμοὺς τῶν κρατίστων πεζῶν, τρεῖς ἄλλους τῶν ἐλαττόνων, ἰπέων τάγματα δύο τὰ ἐντιμότετα· πό-

⁶⁸ 277d–280d.

⁶⁹ 279a–d. 280b–d. Vgl. 286a–b.

⁷⁰ Die enge Anlehnung an Gepflogenheiten der Historiographie dürfte sich daraus erklären, daß Julian aller Wahrscheinlichkeit nach für die Darstellung im Brief auf sein eigenes Geschichtswerk, das er über seinen Sieg in der Schlacht bei Straßburg verfaßt hatte, zurückgriff. Diese Schrift, auf die sich auch Ammians Darstellung der Ereignisse (16,12,1 f.) stützt, ist allerdings nicht erhalten. Siehe dazu Lib. or. 13,25; Eun. hist. fr. 17 Bl. Vgl. auch Lib. ep. 35,6 und 610.

⁷¹ Nachweisen läßt sich ein direkter Einfluß Caesars auf Julian zwar nicht, doch hat es immerhin einige Wahrscheinlichkeit für sich, daß sich unter den Büchern, die er auch in Gallien bei sich hatte und eifrig studierte (Lib. or. 18,72), die *commentarii* seines großen Vorgängers befanden, da sie nun einmal das Thema behandelten, mit dem Julian zu dieser Zeit selbst befaßt war. Zur Frage einer Caesar-Lektüre Julians siehe Bouffartigue (1992) 409–411.

λεις ἀνέλαβον νῦν μεν δὴ τῶν θεῶν ἐθελόντων πάσας, τότε δε ἀνειλήφειν ἐλάττους ὀλίγῳ τῶν τεσσαράκοντα (280c-d).

Es würde zu weit führen, alles aufzuzählen und im Detail zu beschreiben, was ich in vier Jahren vollbracht habe; die Hauptsachen sind: Dreimal habe ich noch als Caesar den Rhein überquert; 20.000 Gefangene, die jenseits des Rheins gehalten wurden, habe ich von den Barbaren zurückgefordert; aus zwei Schlachten und einer einzigen Belagerung habe ich 1.000 Gefangene gemacht, und zwar nicht von der untauglichen Altersgruppe, sondern kriegsfähige Männer; ich habe Constantius vier Abteilungen der besten Fußsoldaten geschickt, drei weitere von geringerer Qualität und zwei Schwadronen der Elitekavallerie; mit Hilfe der Götter habe ich zu diesem Zeitpunkt alle unsere Städte wiedergewonnen, damals aber hatte ich etwas weniger als vierzig wiedergewonnen.

Dem Leser wird noch einmal komprimiert vor Augen geführt, welche außergewöhnlichen Leistungen der junge Caesar auf militärischem Gebiet vollbracht hat. Daß Julian gerade diese stilistische Form wählt, um die Resultate seiner Feldzüge zur Geltung zu bringen, dürfte kaum Zufall sein, da sich in der Vergangenheit nicht nur orientalische Herrscher wie der Sassanide Sapor I., sondern auch hellenistische Könige und römische Kaiser solcher katalogartigen⁷² Tatenberichte bedient hatten, wenn sie bei ihren Untertanen und der Nachwelt bleibenden Eindruck hinterlassen wollten. Als eines der prominentesten Beispiele standen die *res gestae* des Augustus den Einwohnern des Reiches vielerorts in inschriftlicher Form vor Augen⁷³. Wenn sich Julian mit dem katalogartigen, mit imposanten Zahlen aufwartenden résumé seiner Erfolge in die Tradition des inschriftlichen Tatenberichtes stellte, konnte er jedenfalls damit rechnen, daß die Athener mit dieser Ausprägung monarchischer Selbstdarstellung vertraut waren.

Julians Brief an die Athener scheint, wie unsere Lektüre nahelegt, nicht gänzlich in der literarischen Gattung des Briefes aufzugehen, sondern Anleihen bei den Gattungen der Gerichtsrede, der epideiktischen Städterede, der (Auto-)Biographie, der Historiographie und der *res gestae*⁷⁴ zu nehmen, indem er einige von deren charakteristischen formalen wie inhaltlichen Elementen in sich aufnimmt. Der Autor bringt in seinem Brief Signale wie etwa die Anführung von Beweismitteln, die Nennung topographisch-ethnographischer Details oder das Lob bestimmter Tugenden an, die zumindest in dieser Deutlichkeit und Intensität dem Brief normalerweise fremd sind und so auf andere Gattungen verweisen. Nun könnte man einwenden, daß Julian, auch wenn alle die genannten Elemente durchaus vorhanden seien, damit weniger eine Gattungsmi-

⁷² Auf diesen Charakter verweist auch das Signalwort ἀπαριθμεῖσθαι (280c).

⁷³ Zu verschiedenen Aspekten des *Monumentum Ancyranum* siehe Ridley (2003), mit Angabe weiterer Literatur.

⁷⁴ Im Falle der *res gestae* kann man zwar nicht wie bei Gerichtsrede und Historiographie von einer literarischen Gattung im engeren Sinne sprechen, doch handelt es sich jedenfalls um eine feste literarische Form mit eindeutigen formalen und inhaltlichen Kennzeichen sowie einer spezifischen Kommunikationsstruktur.

schung im eigentlichen Sinne vornehme als vielmehr nur verschiedene Schreibweisen in seinem Brief anwende. Denn es gebe ja neben der Gattung der Autobiographie auch das Autobiographische, das ebenso in anderen Genres zu finden sei – und wer wollte bestreiten, daß ein Brief immer autobiographisch geprägt ist? –, oder außerhalb der Gerichtsrede die apologetische Schreibweise, die in vielen Zusammenhängen vorkommen könne. Zwischen einem apologetisch oder rhetorisch gefärbten Brief, der verschiedene Schreibweisen integriert, und dem Verfahren, das Julian in seinem Schreiben anwendet, besteht jedoch m.E. ein grundlegender Unterschied, der es rechtfertigt, in diesem Fall von einer Gattungsmischung zu sprechen. Unter Schreibweisen versteht man nämlich zwar historisch etablierte, aber ziemlich konstante Strukturen oder Verfahrensweisen wie das Satirische, das Grotleske oder den Manierismus, ohne daß sich angeben ließe, wie viele es gibt⁷⁵. Man könnte auch von Wirkungsdispositionen sprechen, insofern die poetischen Mittel einer Schreibweise darauf angelegt sind, im konkreten Text bestimmte Wirkungen beim Rezipienten hervorzurufen⁷⁶. Der jeweiligen Schreibweise muß keine einzelne Gattung entsprechen, vielmehr kann die Schreibweise Texte verschiedener Gattungen charakteristisch prägen, so daß man z.B. manieristische Lyrik ebenso finden kann wie manieristische Dramen. Bisweilen kann sich eine Schreibweise jedoch zu einer literarischen Gattung verfestigen, wie es bei der Satire oder der Grotleske der Fall ist, wenn nämlich die ganze Gattung dem ästhetischen Prinzip der Schreibweise folgt⁷⁷. Bei anderen Schreibweisen hingegen ist diese Stabilisierung bislang nicht eingetreten.

Statt sich nur solcher Wirkungsdispositionen oder Verfahrensweisen in seinem Brief zu bedienen, bezieht sich Julian allerdings auf eindeutig zu benennende und für den Rezipienten wiedererkennbare Merkmale, die für bereits existierende, klar umrissene und teils auch theoretisch fundierte Gattungen charakteristisch sind. Denn er gibt sich nicht damit zufrieden, einfach einen apologetisch gefärbten Brief zu verfassen, sondern nutzt für seine Apologie Mittel, die unzweifelhaft dem Kontext der Gerichtsrede entstammen, nämlich Anrufungen der Götter zu Zeugen, fiktive Dialoge, Appelle ans Publikum, und evoziert bereits mit der Ankündigung seines Anliegens im Proöm die für das Gericht typische Kommunikationssituation. Ebenso lobt Julian die Athener nicht einfach nur nebenbei für ihren Gerechtigkeitssinn, sondern entspricht genau der lang etablierten Tradition der Städterede und den Vorschriften der rhetorischen Theo-

⁷⁵ Zymner (2003) 172–175 und 186–190; Hempfer (1973) 26 f. Hempfer faßt allerdings Schreibweisen als ahistorische Konstanten auf. Damit läßt er jedoch völlig außer acht, daß auch die Vorstellungen davon, was beispielsweise satirisch oder parodistisch ist, im Laufe der Literaturgeschichte Entwicklungen unterworfen sein können, auch wenn diese sich sehr langsam vollziehen mögen.

⁷⁶ Zymner (2003) 187. Hempfer (1973) 225 unterscheidet primäre Schreibweisen, die nur in bestimmten Sprechsituationen möglich sind (das Narrative nur in der berichtenden), von den sekundären, die in verschiedenen Typen von Sprechsituationen vorkommen können (das Komische, das Satirische u.a.).

⁷⁷ Zymner (2003) 187.

rie⁷⁸, so daß der mit der Gattung vertraute Leser den Verweis auf diese ohne weiteres identifizieren kann. Alle die oben genannten formalen wie inhaltlichen Elemente fungieren in Julians Brief als Signale, die das Gattungswissen der Rezipienten aktivieren sollen⁷⁹.

Wenn bislang überwiegend von den Merkmalen die Rede war, an denen ein antiker Leser die in den Brief inkorporierten Gattungen identifizieren konnte, so kann dies nach dem eingangs dargelegten Gattungsverständnis nur ein erster Schritt sein, da Gattungen letztlich funktional als Kommunikationsstrategien definiert worden sind. Zu fragen ist also nun nach den Wirkungsintentionen der einzelnen Genera, damit sichtbar wird, ob die von Julian vorgenommene Gattungsmischung ein rein literarisches Spiel im Sinne der von Kroll beobachteten Gattungskreuzung der hellenistischen Dichter ist oder kommunikative Ziele verfolgt, die Julians politischem Anliegen dienen. Gemäß der antiken Rhetorik stellt der Brief zwischen dem Absender und seinem Adressaten eine enge, meist von Freundschaft geprägte Beziehung her⁸⁰, indem er als ‚halbierter Dialog‘⁸¹ ein Gespräch zwischen den räumlich entfernten Kommunikationspartnern imaginiert. Da Julian es vermeidet, sich als Herrscher zu gerieren, und den Athenern statt dessen von gleich zu gleich, ja sogar geradezu als Angeklagter begegnet, kann er sich, indem er Werte wie Gerechtigkeit und Frömmigkeit propagiert, als einer von ihnen geben und so eine Atmosphäre des gegenseitigen Einvernehmens schaffen. Überdies eignet sich der Brief als Medium für das Anliegen, die Gunst der Athener zu gewinnen, insofern besonders gut, als er dem Anspruch nach einen unverstellten Blick in das Innere des Schreibers gewährt. Als Bild oder Spiegel der Seele⁸² offenbart er dem Leser die Gedanken und Gefühle des Autors in scheinbar ungekünstelter und authentischer Weise. So erweckt Julian, indem er seinem Schreiben den Charakter eines Privatbriefes statt einer Herrscherepistel verleiht, in seinen Adressaten von vornherein die Erwartung, daß er ihnen in einer Atmosphäre des Vertrauens persönliche Angelegenheiten, Gedanken und Gefühle mitteilen wird.

Eine solche Atmosphäre der Harmonie zwischen dem Autor und seinem Publikum zu schaffen hilft darüber hinaus der Rekurs auf die Städterede zu Beginn des Briefes, da der Lobredner durch seine affirmative Haltung zu den Tugenden der Stadt betont,

⁷⁸ Ob Julian sich damit genau auf den Traktat des Menander Rhetor bezieht oder auf andere Handbücher, ist nicht weiter relevant, da Menander ohnehin nur das formuliert, was in dieser Zeit allgemeine Praxis war.

⁷⁹ Daß Julian die Mischung von Gattungen bewußt intendiert hat, legt auch sein selbstreferentieller Hinweis in 268b nahe, er wolle nicht so wie ‚die Redner‘ verfahren. Damit lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers darauf, daß sein Brief auch an anderen Gattungen teilhat.

⁸⁰ Die antike Brieftheorie bei Demetr. eloc. 223–235, C. Iulius Victor, ars rhet. 27, Ps.-Lib./Ps.-Procl., de forma epistolari, Ps.-Lib. Τύποι ἐπιστολικοί; vgl. Sen. ep. 75,1–4, Greg. Naz. ep. 51; zum Brief als Medium der Freundschaft Demetr. eloc. 231 f.

⁸¹ So Artemon, der Herausgeber der Briefe des Aristoteles, bei Demetr. eloc. 223.

⁸² Demetr. eloc. 227; Sen. ep. 40 und 114. Zu diesem Topos der Brieflehre siehe Müller (1980).

daß er dieselben Werte teilt wie die Bürger. Sich zu athenischen Werten wie Gerechtigkeit, Verständigkeit und Gottesfurcht bekennend, knüpft Julian ein Band zu seinen Lesern, so daß sie ihn als einen der Ihren ansehen können, wodurch er den Boden bereitet, auf dem seine Überzeugungsarbeit wirksam werden kann. Überhaupt ist es ja die grundsätzliche Kommunikationssituation einer Städterede, daß entweder jemand wie Isokrates im *Panathenaios* zu seinen eigenen Mitbürgern spricht oder zumindest eine sehr enge, von Sympathie durchdrungene Beziehung zwischen dem Redner und seinem Auditorium besteht. Diese Konstellation macht sich der Kaiser zunutze, um durch eine breit ausgedehnte *captatio benevolentiae* die Athener seinem Anliegen geneigt zu stimmen. Überdies erlaubt es die Topik des Stätelobes, hier im ‚Proöm‘ des Briefes bereits die Leitthemen zu exponieren, nämlich den Gegensatz zwischen Gerechtigkeit und Unrecht sowie die Anhänglichkeit an den alten Götterkult.

An den Anspruch auf Unmittelbarkeit und Authentizität, den die Briefform erhebt, können die autobiographischen Partien nahtlos anknüpfen, da es zu der stillschweigenden Übereinkunft zwischen dem Autor und den Lesern einer Autobiographie gehört, den auf eigenem, unmittelbarem Erleben beruhenden Bericht des Ichs als in hohem Maße authentisch zu betrachten⁸³. Wer eine Autobiographie liest, tut dies gewöhnlich aus dem Interesse, aus erster Hand wahre Informationen zu erhalten, über die außer dem Autor sonst niemand verfügen kann; er erwartet geradezu ‚Enthüllungen‘ oder eine neue Sicht auf Ereignisse, die er bisher nur aus anderen Perspektiven kennt⁸⁴. Mit dieser Bereitschaft der Rezipienten, dem autobiographischen Ich einen großzügigen Vertrauensvorschuß einzuräumen, rechnet auch Julian, wenn er nun seine eigene Version des Geschehens darlegen will, die derjenigen des Constantius diametral entgegengesetzt ist⁸⁵. Da außerdem der Gattung der Autobiographie von ihren Anfängen an der Zug innewohnt, Rechenschaft abzulegen und apologetischen Zwecken zu dienen⁸⁶, kam sie Julians Intention, die bevorstehende militärische Auseinandersetzung mit Constantius auch propagandistisch vorzubereiten, in besonderer Weise entgegen.

Von der apologetisch ausgerichteten Lebensbeschreibung ist es nur ein kleiner Schritt zur Gerichtsrede, die ihr Ziel, die Selbstverteidigung, immer auch mit autobiographischen Mitteln zu erreichen sucht. Allerdings spielt bei ihr der Adressatenbezug eine größere Rolle als bei der Autobiographie, da der Redner es darauf abgesehen hat, ein ganz bestimmtes Publikum von seiner Position zu überzeugen. Sich selbst als unschuldig Opfer glaubwürdig zu präsentieren und den Gegner in möglichst düsteren Farben zu porträtieren ist im Falle einer Verteidigung vor Gericht unerlässlich. So setzt auch Julian in den nach dem Muster der Gerichtsrede stilisierten Partien alles daran,

⁸³ Siehe Wagner-Egelhaaf (2005) 2–5.

⁸⁴ Genau von dieser Haltung seiner Leser geht Julian aus, wie er in 270a–b offen bekundet.

⁸⁵ Explizit bekennt z.B. Libanios in seiner Autobiographie, daß er unzutreffenden Erzählungen über sein Leben entgegnet (or. 1,1).

⁸⁶ Zum Zusammenhang von Autobiographie und Apologie siehe Fuhrmann (1979). Eine enge Verbindung von Apologie und Biographie konstatiert Berger (1984) 1289.

den Eindruck eines gerechten, loyalen und gottesfürchtigen Mannes zu erwecken, während Constantius als perfider Intrigant gezeichnet ist, der Recht und Gesetz mit Füßen tritt. Indem er eine möglichst lückenlose Kette an Beweisen und Indizien schmiedet, versucht Julian nachzuweisen, daß sein kaiserlicher Vetter ihm von früher Kindheit an nachgestellt und auf seine Vernichtung hingearbeitet hat, wofür mit der Ermordung von Julians Halbbruder Gallus bereits ein Präzedenzfall vorliegt⁸⁷. Wenn Julian immer wieder auf die Gattung der Gerichtsrede recurriert, unterstützt diese Taktik einerseits sein propagandistisches Anliegen, da der *λόγος δίκαινικός* die Formen und Argumentationsmuster bereitstellt, mit denen man am besten ein Schwarz-Weiß-Bild von seinen Widersachern und sich selbst entwerfen kann. Zum anderen suggeriert dieses Verfahren dem Publikum, daß es tatsächlich etwas zu entscheiden habe und es auf seine Entscheidung ankomme. Julian gibt also den Athenern das bereits durch das präludierende Städtelob angeregte Gefühl, ihre Stadt sei wie in klassischer Zeit Zentrum der Politik und von großer Relevanz für die Geschicke der zivilisierten Welt.

Wiederum eine andere kommunikative Funktion erfüllen die an die Historiographie angelehnten Abschnitte. Ginge es hier nur darum, Julians Unschuld und Loyalität zu erweisen, wäre eine so ausführliche und detaillierte Darstellung seiner militärischen Erfolge nicht vonnöten gewesen. Vielmehr besteht das Ziel hier primär darin, durch scheinbar wahrhaftige und unparteiische Faktenberichte dem Leser neue Facetten der Persönlichkeit Julians zu erschließen. Zwar verliert er auch hier nicht die Strategie aus den Augen, den Vetter in die Rolle des Bösewichts hineinzumanövrieren – nun freilich mit dem Anschein der Objektivität des Geschichtsschreibers –, doch steht eher die Absicht im Vordergrund, eine herausragende Kompetenz in militärischen Dingen glaubwürdig zu verbürgen. Nur wenn Julian zu beweisen vermag, daß er trotz widriger Umstände und Behinderungen in Gallien glänzende Siege erfochten hat, kann sein Anspruch, das Römische Reich zu führen, bei den Athenern auf Beifall hoffen. Mochte Athen auch noch weit von den Schauplätzen der Kriege gegen Germanen und Perser entfernt sein, so erwarteten die Untertanen von einem römischen Kaiser gleichwohl nicht nur Tugendhaftigkeit, sondern auch militärische Tatkraft. Zudem hätte sich wohl kaum eine Stadt einem Usurpator im Kampf gegen den legitimen Augustus angeschlossen, wenn jener nicht auch militärisch in der Lage gewesen wäre, seinem Kontrahenten zu widerstehen.

Läßt sich also die Anknüpfung an die Historiographie als Mittel der ‚Werbung‘ verstehen, so wird dieser Effekt verstärkt, wenn Julian das *résumé* seiner Leistungen an der Gattung des monarchischen Tatenberichtes orientiert. Gleich den in Stein gemeißelten *res gestae* soll die entsprechende Briefpartie die Athener mit der Aufzählung außergewöhnlicher Leistungen beeindrucken und sie davon überzeugen, daß hier jemand zur Machtprobe antritt, der schon in seiner bisherigen Karriere Zeugnis für sein Können abgelegt hat. Indem Julian sich mit seinen *res gestae* auch literarisch in eine Reihe mit großen Herrschergestalten, insbesondere mit dem ersten römischen *princeps*, stellt, le-

⁸⁷ 270c–271a.

gitimiert er seinen Anspruch auf den Thron des Augustus. Die Erhebung in diesen Rang durch die Soldaten in Lutetia erscheint dann nur als Anerkennung dessen, was Julian auf Grund seiner Taten ohnehin zustand⁸⁸.

Durch die in seinen Brief integrierten Verweise auf die genannten Gattungen überträgt Julian die mit diesen jeweils verknüpften kommunikativen und intentionalen Funktionen in einen neuen Kontext, um sie seinem Anliegen, die Athener gegen Constantius für seine eigene Sache einzunehmen, dienstbar zu machen. Wie soeben ausgeführt wurde, erfüllt jede der Gattungen eine spezifische Aufgabe und verfügt über eine bestimmte Kommunikationsstruktur, die, auch wenn nicht der gesamte Text der Gattung angehört, sondern nur Teile ihrem Schema folgen, gleichwohl wirksam werden können, sofern für den Rezipienten der Gattungsbezug durch Signale deutlich genug erkennbar ist.

Wer so viele Gattungstraditionen in einem einzigen Werk vereint, riskiert, daß es in seine Einzelteile zerfällt oder ein bloßes Aggregat, in dem die Bestandteile nur lose miteinander verbunden sind, das Ergebnis ist. Im vorliegenden Falle garantiert jedoch die übergeordnete Gattung des Briefes den Zusammenhalt des Ganzen, da sie per se formal nicht so streng wie andere Genera festgelegt und damit offen für die Aufnahme unterschiedlicher Formen ist⁸⁹. Dem Brief eignet, insofern er der Selbstäußerung des Schreibers dient, ohnehin stets ein autobiographischer Zug, mag dieser auch je nach Anlaß verschieden stark ausgeprägt sein. Ebenso wenig fremd ist der Bericht den meisten Briefftypen, obgleich die Ausführlichkeit, mit der Julian in Anlehnung an die Historiographie von seinen Taten erzählt, die Grenzen eines gewöhnlichen Briefes sprengt. Die Autobiographie und der Tatenbericht sind, da sie Rechenschaft über das eigene Tun ablegen wollen, wiederum oft apologetisch gefärbt, so daß sich hier von selbst Berührungspunkte mit den Partien ergeben, in denen Julian seine Verteidigung nach dem Vorbild der Gerichtsrede stilisiert. Hier vereinigen und durchdringen sich mithin literarische Gattungen, die eine enge innere Verwandtschaft verbindet, was ihre Kommunikationsstrategie angeht⁹⁰. Sämtlich in die übergeordnete briefliche Kommunikationssituation eingebunden, unterstützen sie die drei Grundfunktionen, die man dem Brief als kommunikativem Akt zuschreiben kann, die Selbstäußerung, das Informieren und das

⁸⁸ Die Ansicht, daß die Kaiserherrschaft ihm gleichsam als Erbe zustand, verbreitet Julian auch in seinem Mustermithos (or. 7,227c–234c). Vgl. auch Lib. or. 13,40. In Libanios' Augen ist Julian von früher Kindheit an für die Herrschaft prädestiniert: or. 13,7. 10. 15; 18,13. 21.

⁸⁹ Im übrigen hat bereits Kroll (1924) 216–219 darauf aufmerksam gemacht, daß der Brief auf Grund seiner Offenheit leicht zu Bündnissen mit anderen Gattungen neige, was er am Beispiel der mit der Elegie gekreuzten *Heroides* Ovids erläutert.

⁹⁰ Einen Vorläufer für Julians Verfahren der Gattungsmischung könnte man vielleicht in Platons 7. Brief sehen, den man als Kreuzung der Gattungen Brief, Autobiographie und apologetische Rede aufgefaßt hat. Siehe Berger (1984) 1290.

Appellieren an den Adressaten⁹¹. Historiographie und *res gestae* haben primär die Aufgabe, den Leser zu informieren; Autobiographie und Apologie dienen der Selbstäufbereitung des Ichs; und wiederum die Apologie und die Städterede richten einen Appell an den Rezipienten⁹². Als ein roter Faden zieht sich durch das Ganze der vom steten Kampf gegen das Unrecht bestimmte Lebensweg Julians, der je nach Gattungstradition aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet wird.

Nachdem ich den einzelnen Gattungen primär kommunikative Funktionen zugeschrieben habe, liegt die Frage nahe, worin die spezifische Leistung der Gattungsmischung als ganzer liegt, anders ausgedrückt: ob die Mischung an sich einen kommunikativen Mehrwert erbringt. Einmal liegt ihre Aufgabe sicherlich darin, ein komplexes Rollenporträt des Autors zu entwerfen. Julians bisheriges Verhalten und seine Taten, die aus unterschiedlichem Blickwinkel betrachtet werden, weisen ihn als einen Mann sowohl der Praxis als auch der Reflexion aus. Er präsentiert sich durch den Rückgriff auf verschiedene literarische Gattungen und ihre Kommunikationsstrukturen nicht nur als das unschuldige Opfer der Machenschaften seines Veters, sondern ebenso als erfahrener Feldherr und integre Persönlichkeit, die für Gerechtigkeit und die alte Religion einsteht. Diese Eigenschaften sollen ihn für die Stellung des Augustus prädestinieren. Eine Hypothese vermag aber vielleicht zu erklären, was die Gattungsmischung über diese mehr oder weniger offene Charakterkonstruktion hinaus für Julian so attraktiv machte. Gattungsmischungen bedeuten immer auch, aus vorhandenen Konventionen etwas Neues zu schaffen, Grenzen zu überschreiten, sich über gültige Muster hinwegzusetzen und sie zu transformieren⁹³. Das gilt erst recht für Julians Brief, insofern er sich mit der Apologie und der auch introspektiv ausgerichteten Autobiographie zweier Gattungen bedient, die mit der Selbstdarstellung des spätantiken Kaisers eigentlich unvereinbar waren⁹⁴. Ein solches Verfahren wirft ein bezeichnendes Licht auf die *persona* des Autors, zumal wenn man sich vor Augen hält, daß der Brief der antiken Theorie zufolge auch stilistisch als Spiegel der Seele galt, seine literarische Form also eng an

⁹¹ Diese drei Grundfunktionen des Briefes, zu denen noch die wertende Funktion treten kann, stellen Belke (1973) 142–157 und Nickisch (1991) 13–19 heraus. Sie sind bei allen primär pragmatisch ausgerichteten Textsorten zu beobachten. Zugrunde liegt hier letztlich das Organonmodell der Sprache von Karl Bühler, der unter den drei Leistungen der Sprache (Ausdruck, Appell, Darstellung), der Darstellungsfunktion die Dominanz zuspricht (Bühler [1999] 24–33).

⁹² Im Unterschied zur Apologie impliziert die epideiktische Städterede zwar keinen unmittelbaren Appell zur Handlung, doch soll sie das Publikum dazu auffordern, dem Redner seine Sympathien zu schenken. Insofern kann man durchaus von einem Appell an das Wohlwollen der Adressaten sprechen.

⁹³ Den innovativen Charakter betonen trotz abweichenden Vorstellungen von Gattungsmischung auch Deubner (1921) 250–253 und Zimmermann (1989).

⁹⁴ Die innovative Tendenz von Julians Selbstporträt im Brief an die Athener bestätigt im übrigen noch Geffcken (1914) 58 f., wenn er verständnislos feststellt, daß Julian hier das richtige Gefühl für den notwendigen Abstand zwischen Regent und Untertanen und überhaupt jegliches Taktgefühl vermissen lasse. Julian demütige sich hier geradezu selbst.

die Persönlichkeit des Schreibers geknüpft wurde. Wie es Julian mühelos gelingt, Grenzen literarischer Gattungen zu überwinden, so bricht er auch mit dem traditionellen Bild des in ein festes System von Ritualen und Regeln eingebundenen Kaisers, das sich seit Diokletian herausgebildet hatte⁹⁵. Indem er seine künftigen Untertanen zu Richtern über sich einsetzt, distanziert er sich von der Herrschaftsauffassung des Constantius, der stets Wert darauf gelegt hatte, gleich einer Statue die kaiserliche Majestät verkörpernd, allem Menschlichen entrückt zu erscheinen⁹⁶. Ein schärferer Kontrast zu einem Kaiser, der in einem inneren Monolog mitteilt, wie er unter Selbstzweifeln die wahren Götter wiedererkennt, läßt sich kaum denken. Während andere Kaiser allenfalls der offiziellen Panegyrik nach ein Interesse für Bildung und Philosophie hegten, präsentiert sich Julian durch Wort und Tat als literarisch gebildeten Philosophenkaiser, der es im Unterschied zu seinem Konkurrenten versteht, auf seine Untertanen zuzugehen, und dafür auch virtuos auf ungewohnte Formen zurückgreift. Genau dieselbe Haltung sollte Julian auch in seinen Schriften der folgenden Monate⁹⁷ und in seiner Herrschaftspraxis⁹⁸ an den Tag legen, so daß der Brief an die Athener nur einen Baustein der monarchischen Selbstdarstellung dieses Kaisers bildet. Wer die Gattungsmischung auf eine rein literarische Grenzüberschreitung reduziert, wird dem Anspruch Julians nicht gerecht. Als Symbol für die Distanzierung vom herrschenden Kaiserbild gerät die literarische Form selbst zum Teil der Botschaft und des politischen Programms. Jeder Athener, der die Gattungsmischung zu erkennen vermochte, konnte ahnen, daß hier ein Kaiser antrat, die bestehende Ordnung zu revidieren.

3. Der interpretatorische Nutzen der Kategorien Gattungsmischung und Gattungszitat

Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage nach dem Verfahren der Gattungsmischung und dem heuristischen Gewinn dieses Konzeptes zurück! Am Beispiel des julianischen Briefes an die Athener haben wir verfolgen können, wie das funktioniert, was der Terminus der Gattungsmischung eher andeutet als exakt benennt. Wenn ein Autor Gattungen in einen Text, der selbst einer anderen Gattung angehört, integrieren will, bedient

⁹⁵ Zur Darstellung und Selbstdarstellung des spätantiken Kaisers siehe Kolb (2001) 38–46 und 110–125.

⁹⁶ Amm. 16,10,9–12; 21,16,1 und 7.

⁹⁷ Zu nennen sind hier vor allem der *Misopogon* und die Schrift *Symposion (Caesares)*, in denen Julian sich selbst bzw. seine Vorgänger in einer satirischen Art und Weise behandelt, wie es wohl bei keinem anderen römischen Kaiser denkbar wäre.

⁹⁸ Besonderes Aufsehen erregte es unter den Zeitgenossen, wie kollegial Julian mit dem Senat von Konstantinopel verkehrte und wie unbefangen und wenig ‚würdevoll‘ er in der Öffentlichkeit seine Freundschaft zu dem Philosophen Maximus zeigte. Siehe Lib. or. 18,154–156, Amm. 22,7,3 (mit Kritik an Julian), ferner Lib. or. 1,129, ep. 736,1 und Iul. ep. ad Them. 266c–d.

er sich der jeweils charakteristischen formalen und inhaltlichen Merkmale und bindet diese so in den Text ein, daß sie für den Rezipienten als Elemente ‚fremder‘ Gattungen erkennbar sind. Die aufgenommenen Konventionen verweisen also auf andere Gattungen, ohne daß diese den Text als ganzen bestimmen würden. Denn es bleibt nach wie vor dasjenige Genre erkennbar, dem der Text ‚eigentlich‘ angehört, also die Gattungsdominante, die im vorliegenden Falle von der Gattung des Briefes gebildet wird. Ziel der mit Hilfe der formalen und inhaltlichen Merkmale realisierten Verweise ist es, das vorhandene Gattungswissen der Rezipienten zu aktivieren, die dadurch angeregt werden, den gesamten Gattungszusammenhang, der ja nicht vollständig in dem betreffenden Text präsent ist, zu rekonstruieren und mit dem Text zu verknüpfen. So soll der Leser von Julians Brief, wenn er der Verweise auf die Gerichtsrede gewahr wird, die gesamte Kommunikationsstruktur dieser Gattung auf den Brief übertragen. Der Verweis auf die Gattung verlangt dem Rezipienten also eine weitergehende Interpretationsleistung ab. Sucht man einen adäquaten Terminus für dieses Verweisverfahren, bietet sich der Begriff des Gattungszitats⁹⁹ oder des Codezitats¹⁰⁰ an, da die Integration einzelner Elemente einer fremden Gattung genau wie ein Zitat funktioniert¹⁰¹. Es wird nämlich nur ein Ausschnitt des Ganzen zitiert, der im Rezipienten aber die Vorstellung des Ganzen evozieren soll. Um ein Codezitat handelt es sich, weil nicht ein einzelner Text zitiert wird, sondern ein Schema aus Konventionen, das historisch gesehen in vielen Texten realisiert ist. Vergleichbar wäre das Verfahren der literarischen Parodie, bei der der parodierende Text ebenfalls die Konventionen der parodierten Gattung, der er selbst nicht angehört, zitiert, um das Gattungswissen des Lesers zu aktivieren.

Bedingung für das Gelingen der kommunikativen Absicht des Gattungszitats ist es, daß es für den Rezipienten eindeutig markiert ist, da nur dann sein Gattungswissen aufgerufen wird. Als Zitatsignal muß also ein hinreichend deutlicher Codewechsel fungieren, der im Leser Irritationen hervorruft und seine Aufmerksamkeit weckt. Die zitierten Merkmale müssen nach Möglichkeit eindeutig im Sinne einer bestimmten Gattung besetzt sein, damit das Gattungszitat die intendierte Reaktion bewirkt. Indem das

⁹⁹ Kuon (1989) 312 definiert das Gattungszitat folgendermaßen: „Die Relation ‚Gattung als Zitat‘ liegt vor, wenn die charakteristischen Konventionen einer Gattung nur eine Dimension oder Teile eines Textes, nicht aber den Text in seiner Totalität prägen. Anders gesagt: der Text nimmt eine oder mehrere Gattungen nicht in der Weise auf, daß er selbst als ihre Konkretisation aufzufassen wäre, sondern so, daß sie in ihm als Zitate fremder Gattungszusammenhänge erscheinen.“

¹⁰⁰ Zum Codezitat siehe Posner (1992) und Böhn (1999) 10–19.

¹⁰¹ Böhn (1999) 18 f. und (2001) 38–44 verwirft den Begriff des Gattungszitats zugunsten desjenigen des Formzitats, weil sich eine komplexe Einheit wie die Gattung an sich nicht zitieren lasse, sondern nur die für diese Gattung charakteristischen Formen, wodurch ein Verweis auf die Gattung entstehe. Der Terminus des Formzitats lenkt jedoch die Aufmerksamkeit einseitig auf die formalen Merkmale einer Gattung, während durchaus auch inhaltliche Charakteristika einer Gattung zitiert werden können. Da die Intention des Zitats gerade darin besteht, auf die Gattung zu verweisen, empfiehlt es sich, den Begriff des Gattungszitats beizubehalten.

Gattungszitat die jeweilige Gattung als kollektives Stereotyp reproduziert, gewährleistet es, daß deren Kommunikationsstrategie in den neuen Kontext integriert wird und im Hinblick auf den Adressaten wirksam werden kann¹⁰².

Wenn also bei der Gattungsmischung in einem Text etwas gemischt wird, so sind es nicht die Gattungen als ganze, sondern ihre kommunikativen Funktionen und Strategien. Diese aber existieren nicht losgelöst von den formalen und inhaltlichen Charakteristika des jeweiligen Genres. Allein diese Charakteristika sind so zitierbar, daß sie der Leser in einem fremden Kontext wiedererkennen kann und mit ihnen die Kommunikationsstruktur gleichsam suppliert. Das Phänomen läßt sich deshalb vielleicht adäquater als Gattungsevokation bezeichnen, da es darum geht, daß der Text durch Signale das Wissen des Rezipienten um andere, in diesem Text nicht vollständig verwirklichte Gattungen aktiviert, während das Verfahren, das die Gattungsevokation konstituiert, mit der Kategorie des Gattungszitats angemessen erfaßt wird.

Auch nach der Verabschiedung von normativen Gattungsmodellen kann das Konzept der Gattungsmischung bzw. der Gattungsevokation als Interpretament heuristischen Wert besitzen, wenn man es eben nicht zu klassifikatorischen Zwecken einführt, sondern nach den kommunikativen Funktionen zwischen Autor und Adressat fragt. Dann eröffnet es den Blick auf die Komplexität eines Textes und hilft, hinter der scheinbaren Dispartheit unzusammenhängender Elemente verschiedene, aber zusammenwirkende Kommunikationsstrategien zu erkennen. Es muß nicht unbedingt darum gehen, daß die von den einzelnen Gattungen transportierten Weltmodelle zueinander in Beziehung gesetzt werden; ebenso kann der kommunikative Nutzen der Gattungsevokation aus Sicht des Autors auch darin liegen, rhetorische Verfahrensweisen unterschiedlicher Provenienz in einem einzigen Text zu einem neuen Ganzen zu verbinden und damit eine Aussage zu erzielen, die in einem Text, der nur einem Gattungsschema folgt, nicht gleichermaßen möglich wäre.

Kiel

Jan Stenger

¹⁰² Kuon (1989) 313 nimmt hingegen an, daß das Gattungszitat zwar in struktureller und thematischer, nicht aber in intentionaler und funktionaler Hinsicht mit der Gattungskongretisation übereinstimme. Der Autor wolle mit dem Zitat etwas sagen, was er mit der Kongretisation nicht hätte zum Ausdruck bringen können. Er gehe, auch wenn er keine ausdrücklich kritischen oder parodistischen Absichten verfolge, auf Distanz zur Gattung (ähnlich auch 321 f.). In dieser Allgemeinheit läßt sich die Behauptung m.E. nicht halten, da man, wie Julians Brief gezeigt hat, Gattungszitate durchaus affirmativ, also nicht kritisch einsetzen kann. Der Nutzen des Gattungszitats kann doch gerade darin liegen, daß man die kommunikativen Intentionen einer Gattung nutzen kann, ohne daß der Text dieser Gattung angehören muß. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß Gattungszitate auch distanzierend gebraucht werden können, etwa wenn ein Komödiendichter den Code der Tragödie zitiert und parodiert.

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur

Alexandre, Monique: Fragments autobiographiques dans l'œuvre de Julien, in: M.-F. Baslez/P. Hoffmann/L. Pernot (Hgg.): *L'invention de l'autobiographie d'Hésiode à Saint Augustin (Études de Littérature Ancienne 5)*, Paris 1993, 285–303.

Barchiesi, Alessandro: The Crossing, in: S.J. Harrison (Hg.): *Texts, Ideas, and the Classics. Scholarship, Theory, and Classical Literature*, Oxford 2001, 142–163.

Belke, Horst: *Literarische Gebrauchsformen*, Düsseldorf 1973.

Berger, Klaus: Hellenistische Gattungen im Neuen Testament, in: ANRW II 25,2, 1984, 1031–1432.

Bidez, Joseph (Hg. und Übers.): *L'Empereur Julien. Œuvres complètes, tome 1, 1re partie: Discours de Julien César (I–V)*, Paris 1932. [ND 2003]

Blänsdorf, Jürgen: Montage, Intertextualität, Gattungsmischung, Kontamination? Beschreibungsmodele für produktions- und rezeptionsästhetische Phänomene des antiken Dramas, in: H. Fritz (Hg.): *Montage in Theater und Film (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater 8)*, Tübingen 1993, 1–23.

Böhn, Andreas: Formzitate, Gattungsparodien und ironische Formverwendung im Medienvergleich, in: ders. (Hg.): *Formzitate, Gattungsparodien, ironische Formverwendung: Gattungsformen jenseits von Gattungsgrenzen (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 19)*, St. Ingbert 1999, 7–57.

Böhn, Andreas: *Das Formzitat. Bestimmung einer Textstrategie im Spannungsfeld zwischen Intertextualitätsforschung und Gattungstheorie (Philologische Studien und Quellen 170)*, Berlin 2001.

Bouffartigue, Jean: *L'Empereur Julien et la culture de son temps (Collections des Études Augustiniennes 133)*, Paris 1992.

Bregman, Jay: The Emperor Julian's View of Classical Athens, in: C.D. Hamilton/P. Krentz (Hgg.): *Polis and Polemos. Essays on Politics, War, and History in Ancient Greece in Honor of Donald Kagan, Claremont (Kalif.) 1997*, 347–361.

Brem, Karin: *Gattungsinterferenzen im Bereich von Minnesang und Sangspruchdichtung des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts (Studium Litterarum 5)*, Berlin 2003.

Bringmann, Klaus: *Kaiser Julian*, Darmstadt 2004.

Bühler, Karl: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, 3. Aufl., Stuttgart 1999. [ND von 1934]

Burridge, Richard A.: *What Are the Gospels? A Comparison with Graeco-Roman Biography*, 2. Aufl., Grand Rapids/Cambridge 2004.

Cairns, Francis: *Generic Composition in Greek and Roman Poetry*, Edinburgh 1972.

Caltabiano, Matilde: La propaganda di Giuliano nella ‚Lettera agli Ateniesi‘, in: *Propaganda e persuasione occulta nell'antichità (Contributi dell'Istituto di Storia Antica 2)*, Mailand 1974, 123–138.

Conte, Gian Biagio: *Genres and Readers. Lucretius, Love Elegy, Pliny's Encyclopedia*, Baltimore/London 1994. [ital. 1991]

Croce, Benedetto: *Ästhetik als Wissenschaft vom Ausdruck und allgemeine Sprachwissenschaft. Theorie und Geschichte*, übers. von H. Feist und R. Peters (Gesammelte philosophische Schriften 1.1), Tübingen 1930. [Eстетика come scienza dell'espressione e linguistica generale, Mailand 1902.]

Depew, Mary/Dirk Obbink (Hgg.): *Matrices of Genre. Authors, Canons, and Society*, Cambridge (Mass.)/London 2000.

Deubner, Ludwig: Ein Stilprinzip hellenistischer Dichtkunst, in: *NJA* 47, 1921, 361–378. [wieder in: ders., *Kleine Schriften zur Klassischen Altertumskunde*, hg. von O. Deubner (Beiträge zur Klassischen Philologie 140), Königstein 1982, 236–253.]

Fuhrmann, Manfred: Rechtfertigung durch Identität – Über eine Wurzel des Autobiographischen, in: O. Marquard/K. Stierle (Hgg.): *Identität (Poetik und Hermeneutik 8)*, München 1979, 685–690.

Geffcken, Johannes: *Kaiser Julianus (Das Erbe der Alten 8)*, Leipzig 1914.

Gesse, Sven: ‚Genera mixta‘. Studien zur Poetik der Gattungsmischung zwischen Aufklärung und Klassik-Romantik (*Epistemata, Reihe Literaturwissenschaft 220*), Würzburg 1997.

Hempfer, Klaus W.: *Gattungstheorie. Information und Synthese (Information und Synthese 1)*, München 1973.

Jauß, Hans Robert: Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters, in: M. Delbouille (Hg.): *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters, Bd. 1*, Heidelberg 1972, 107–138. [wieder in: H.R. Jauß: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976*, München 1977, 327–358.]

Käppel, Lutz: *Paian. Studien zur Geschichte einer Gattung (UaLG 37)*, Berlin/New York 1992.

Kolb, Frank: *Herrscherideologie in der Spätantike*, Berlin 2001.

Kroll, Wilhelm: *Studien zum Verständnis der römischen Literatur*, Stuttgart 1924. [ND Darmstadt 1964; das Kapitel zur Kreuzung der Gattungen zuerst unter dem Titel „Hellenistisch-römische Gedichtbücher“, in: *NJA* 37, 1916, 93–106.]

Kuon, Peter: Gattung als Zitat. Das Paradigma der literarischen Utopie, in: *Wagenknecht (1989)* 309–325.

Labriola, Isabella: La lode di Atene nella Lettera agli Ateniesi dell'imperatore Giuliano (tradizione e attualità), in: *InvLuc* 13/14, 1991/2, 179–204.

Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie. Erster Band: Das Altertum*, 2 Bde., Frankfurt a.M. ³1949/1950.

Müller, Wolfgang G.: Der Brief als Spiegel der Seele. Zur Geschichte eines Topos der Epistolartheorie von der Antike bis zu Samuel Richardson, in: *A&A* 26, 1980, 138–157.

Nesselrath, Heinz-Günther: *Die attische Mittlere Komödie. Ihre Stellung in der antiken Literaturkritik und Literaturgeschichte (UaLG 36)*, Berlin/New York 1990.

Nickisch, Reinhard M.G.: *Brief*, Stuttgart 1991.

Pernot, Laurent: *La rhétorique de l'éloge dans le monde gréco-romain (Collections des Études Augustiniennes 137 und 138)*, 2 Bde., Paris 1993.

Posner, Roland: Zitat und Zitieren von Äußerungen, Ausdrücken und Kodes, in: *Zeitschrift für Semiotik* 14, 1992, 3–16.

Reichel, Michael (Hg.): *Antike Autobiographien. Werke – Epochen – Gattungen (Europäische Geschichtsdarstellungen 5)*, Köln/Weimar/Wien 2005.

Ridley, Ronald: *The Emperor's Retrospect. Augustus' Res Gestae in Epigraphy, Historiography, and Commentary (Studia Hellenistica 39)*, Löwen 2003.

Rosen, Klaus: *Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser*, Stuttgart 2006.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: Hermeneutik. Nach den Handschriften neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Kimmerle (Abh. der Heidelberger Akad. der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1959,2), Heidelberg 1959.

Schulz-Buschhaus, Ulrich: Gattungsmischung – Gattungskombination – Gattungsniellierung. Überlegungen zum Gebrauch des literarhistorischen Epochenbegriffs ‚Barock‘, in: H.U. Gumbrecht/U. Link-Heer (Hgg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte, Frankfurt a.M. 1985, 213–233.

Tervooren, Helmut: Gattungen und Gattungsentwicklung in mittelhochdeutscher Lyrik, in: ders. (Hg.): Gedichte und Interpretationen: Mittelalter, Stuttgart 1993, 11–39.

Verweyen, Theodor: Einführung, in: Wagenknecht (1989) 263–356.

Wagenknecht, Christian (Hg.): Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft Würzburg 1986, Stuttgart 1989.

Wagner-Egelhaaf, Martina: Autobiographie, 2. Aufl., Stuttgart/Weimar 2005.

Zimmermann, Bernhard: Gattungsmischung, Manierismus, Archaismus. Tendenzen des griechischen Dramas und Dithyrambos am Ende des 5. Jahrhunderts v.Chr., in: Lexis 3, 1989, 25–36.

Zimmermann, Bernhard: Dithyrambos. Geschichte einer Gattung (Hypomnemata 98), Göttingen 1992.

Zymner, Rüdiger: Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft, Paderborn 2003.